

Ludger Helming-Jacoby

Der goldene Schlüssel

Anregungen für den Hauptunterricht
in Unter- und Mittelstufe



edition waldorf

„Den Weg zu dem Schatz kann ich euch nicht zeigen, den müsst ihr euch selber suchen“, sagte die alte Frau freundlich zu den Königssöhnen und Königstöchtern, die sich bei ihrer Hütte eingefunden hatten. „Aber dies mag euch eine Hilfe sein.“ Und sie reichte jedem von ihnen einen goldenen Schlüssel und sprach dazu diese Worte:

„Verlier den goldnen Schlüssel nicht,
bewahr dir Mut und Zuversicht;
durch Dornen und durch Finsternis
gelangst du an dein Ziel gewiss:
Der Schatz erstrahlt in hellem Glanz,
euch all'n, und doch dein eigen ganz!“

(Aus der Einschulungsgeschichte „Der goldene Schlüssel“)

INHALT

Vorbemerkung

Klasse

Einschulungsgeschichten

Der goldene Schlüssel (1983 und 2005)

Der verlorene Stern (1991)

Die zwei Melodien (1999)

Aufsätze

Zur Gestaltung des Anfangsunterrichts
Vor dem Morgenspruch

Geburtstagslied: Leise, leise aufgepasst

Buchstabengeschichten

Eine Michaeli-Geschichte (A, E, I, O, U)

Die Geschichte vom Sonnenlied,

Der Dichterwettstreit der Könige

(Nachklang zur Einführung der Vokale)

Munkepunk und Eckeneck (B, T, Z, M, D, W)

Der goldene Ball (die übrigen Konsonanten)

Wer wird König der Tiere? (zu den Umlauten)

Die Sternenprinzessin – Eine Geschichte zur Zahl Fünf

Klasse

Geburtstagslied: Wie ein Bächlein quicklebendig

Eröffnungsgeschichte: Der Rabe und die zwei Wanderer

Eine Sankt-Martin-Legende
Eine Dreikönigsgeschichte: Der mürrische Junge an der Krippe
Gedanken zur Legende vom vierten König
Äsop und seine Geschichten
Fadenspiele
Der Schafhirte und die Prinzessin

Klasse

Eröffnungsgeschichte: Das Mitbringsel
Geburtstagskanon

Klasse

Eröffnungsgeschichte: Ein Rätsel
Geburtstagskanon
Zum Formenzeichnen in der 4. Klasse

Klasse

Eröffnungsgeschichte: Der seidene Faden
Geburtstagskanon (ab 5. Klasse)

Hinweise zu den Klassenspielen (1.- 8. Klasse)

Aufsätze

Fragen an Bilder
Zur Wirksamkeit von Gedanken

Danksagungen

Über den Autor



ONLINE VERFÜGBARE UNTERLAGEN

- (01) Buchstabenbilder
- (02) Schreibepochen (2. Klasse)
- (03) Schreibschrift: Einführungs- und Wiederholungslehrgang
- (04) Die Anfänge des Rechnens
- (05) Hinweise zum Üben des Einmaleins
- (06) Übungsblatt für das schriftliche Rechnen
- (07) Aufgaben für das Formenzeichnen (1.- 4. Klasse)
- (08) Die Anfänge des Geometrieunterrichts: Freihandgeometrie (5. Klasse), Zirkelmuster (6. Klasse)
- (09) Aquarellthemen (1.- 5. Klasse)
- (10) Übungen für das Malen mit Buntstiften (3. oder 4. Klasse) Schwarzweiß-Zeichnen (6. Klasse)
- (11) Lieder (1.- 4. Klasse)
- (12) *Klassenspiele*
Hinweise zu den Klassenspielen
Kleines Spiel von den Zwergen und dem Riesen (1. Klasse)
The Goblins and the Giant (1. Klasse)
Die Perle, die bei Nacht leuchtet (2. oder 3. Klasse)
Ein Sankt-Martinsspiel (Anfang 3. Klasse, evtl. auch 2. Klasse)

Martin der Schuster (3. oder 4. Klasse)

Das Spiel vom Brot (Ende 3. oder Anfang 4. Klasse)

Der verlorene Stern (5. Klasse)

Achilleus auf der Insel Skyros (5. oder 6. Klasse)

Die Lichtflamme (6. oder 7. Klasse)

Die Lichtflamme, Blankvers (7. oder 8. Klasse)

- (13) Tafelbilder (1.- 5. Klasse)
- (14) Geburtstagsbilder und -sprüche (1.- 8. Klasse)
- (15) Ein Achtjahreskalender, mit Hinweisen zur Herstellung
- (16) Anleitung zum Falten von Transparentsternen
- (17) Hinweise zur Arbeit mit Eltern an dem Thema „Film und Fernsehen“, Gedanken zum 3D-Kino

Vorbemerkung

Die Texte, Lieder und Bilder in diesem Buch und die dazugehörigen online verfügbaren Unterlagen entstanden in den Jahren 1983–2010; sie erwuchsen aus meiner Arbeit als Klassenlehrer an den Waldorfschulen in Köln und Lübeck.

Der größere Teil der Unterlagen findet sich nicht im Buch, in gedruckter Form, sondern kann von der Website der Pädagogischen Forschungsstelle heruntergeladen werden (s. den entsprechenden Link und QR-Code auf S. 4 dieses Buches). Dadurch wurde es möglich, Materialien mit aufzunehmen, die sonst im Buch aus Kostengründen keinen Platz gefunden hätten, vor allem Texte, die farbige Abbildungen beinhalten, und Fotografien der Tafelbilder. Auch die Klassenspiele fanden dort ihren Platz, als PDFs und – um ein leichteres Bearbeiten zu ermöglichen – auch als Textdateien.



Dieses Signet zeigt den Verweis auf die Online-Dateien.

Das Buch – das gilt insbesondere für die Online-Unterlagen – ist als eine Art „Werkstattbericht“ gedacht. Dem Werkstattcharakter entsprechend, sind die Unterlagen, die sich online finden, in Manuskriptform, so, wie sie am PC erstellt wurden, belassen worden.

Ich bin dankbar, dass die Pädagogische Forschungsstelle es übernommen hat, das Buch neu zu verlegen, und dass es somit weiterhin für die Kolleginnen und Kollegen zur Verfügung steht.

Ich hatte viel Freude daran, als eine Art Rückblick auf meine Lehrertätigkeit, die Inhalte dieses Buches

zusammenzustellen, und hoffe, dass sich etwas von dieser Freude auf die Leserinnen und Leser dieses Buches überträgt und dass es – der gedruckte Teil ebenso wie die Unterlagen online – ihnen eine Hilfe sein möge, „den eigenen Weg zu finden“!

Es sei noch darauf hingewiesen, dass, wenn in den Texten vom Klassenlehrer die Rede ist, selbstverständlich auch Klassenlehrerinnen gemeint sind und dass um der besseren Lesbarkeit willen auf Gender-Sternchen und - Doppelpunkte oder Binnen-I's verzichtet wurde.

Ludger Helming-Jacoby, im Frühjahr 2022

Einschulungsgeschichten

Zu den Vorbereitungen eines Klassenlehrers, der eine 1. Klasse übernimmt, gehört auch das Auswählen einer Geschichte, die er am ersten Schultag erzählen möchte. Es kann ein geeignetes Märchen, etwa das Grimm'sche Märchen vom Eselein, oder auch eine selbsterdachte Geschichte sein. Rudolf Steiner empfiehlt ja allgemein das Selbst-Erfinden von Geschichten sehr, wie unvollkommen sie auch sein mögen (s. dazu Rudolf Steiner, GA 311, Torquay-Kurs, 4. Vortrag; s. dazu die Ausführungen S. 187). Eine solche Geschichte, am Anfang des gemeinsamen Weges stehend, hat einen besonderen Stellenwert. Das Auswählen kann Anlass sein für den Klassenlehrer, sich zu fragen: Welche Motive, welche Bilder möchte ich den Kindern mit auf den Weg geben? Was liegt mir für die kommende Arbeit mit den Kindern besonders am Herzen? Die Antworten auf solche Fragen werden von Klassenlehrer zu Klassenlehrer unterschiedlich ausfallen; sie mögen sich auch bei einem einzelnen Klassenlehrer im Lauf der Zeit verändern, entsprechend seiner veränderten Erfahrungen und Zielsetzungen. So wandelte sich die Geschichte, die ich bei meiner ersten Einschulung erzählt hatte, bei den folgenden zwei Einschulungen; bei der vierten Einschulung dann kam ich auf die erste Geschichte zurück.

Tafelbilder zu den Einschulungsgeschichten finden sich unter (13) Tafelbilder, Tafelbilder 1. Klasse.

Der goldene Schlüssel

Vor langer Zeit, als es noch viele Königreiche auf der Welt gab, lebte einmal ein Königssohn, der war mutig und hatte ein gutes Herz. Eines Tages hörte er davon, dass tief drinnen in einem Berg ein Schatz verborgen sei. Dieser Schatz sei wertvoller als alles Gold und alles Silber und alle Edelsteine, die nur irgend ein König in seiner Schatzkammer haben mochte. Jedoch könne der Schatz nur von einem Königssohn oder einer Königstochter geborgen werden. Da beschloss er, den Schatz zu suchen. Er nahm Abschied von seinen Eltern und machte sich auf den Weg, um zu dem Berg, in dem der Schatz verborgen lag, zu gelangen.

Dieser Berg war jedoch ringsum von einem dichten, dunklen, undurchdringlichen Wald umgeben, und seit Menschengedenken hatte sich niemand dort hineingewagt. Am Rand des Waldes stand eine kleine Hütte, darin wohnte eine alte Frau. Die lebte schon seit vielen, vielen Jahren dort und sammelte Heilkräuter, und sie kannte die Gegend so gut wie niemand sonst. Zu dieser Hütte ging der Königssohn, in der Hoffnung, dass die alte Frau ihm vielleicht einen Weg durch den Wald zeigen könne.

Der Königssohn wagte nicht, die alte Frau zu stören; so stand er bei der Hütte und wartete, dass sie sich zeige. Da kam mit einem Mal eine Jungfrau zu der Hütte gewandert. Sie erzählte ihm, sie sei eine Königstochter und sei auf der Suche nach dem Schatz, der im Berg verborgen liegen solle. Immer mehr Königssöhne und Königstöchter kamen herbeigewandert, alle auf der Suche nach dem Schatz, bis eine ganze Schar von ihnen bei der Hütte stand und auf die alte Frau wartete. Es wurde Abend, die ersten Sterne standen schon am Himmel, da trat die alte Frau aus ihrer Hütte.

„Ich weiß, warum ihr gekommen seid“, sagte sie freundlich zu den Königskindern. „Den Weg zu dem Schatz kann ich euch allerdings nicht zeigen, den müsst ihr euch selber suchen. Aber dies mag euch eine Hilfe sein.“ Und sie

reichte jedem von ihnen einen goldenen Schlüssel an einem geflochtenen Band und sprach dazu diese Worte:

„Verlier den goldnen Schlüssel nicht,
bewahr dir Mut und Zuversicht;
durch Dornen und durch Finsternis
gelangst du an dein Ziel gewiss:
Der Schatz erstrahlt in hellem Glanz,
euch all'n, und doch dein eigen ganz!“

„Euch allen, und doch dein eigen ganz“ – das verstanden die Königskinder nicht so recht. Doch merkten sie sich die Worte der alten Frau gut. Sie dankten ihr, und den Schlüssel hängten sie sich um den Hals. Die Nacht – es war eine warme Sommernacht – verbrachten sie dort am Waldrand, und am nächsten Morgen, in aller Frühe, machten sie sich auf, den Wald zu durchqueren.

Es gab jedoch keinen Weg und keinen Pfad, der durch den Wald führte, und so blieb ihnen nichts anderes übrig, als sich selber einen Weg zu bahnen. Der eine versuchte es hier, der andere dort; alle aber mussten sich durch dichtes Unterholz und dorniges Gestrüpp hindurchkämpfen. Das war mühselig, und nur langsam, langsam ging es voran. In der Nacht suchten sie sich ein geschütztes Plätzchen unter einem Baum. Drei Tage waren die Königskinder schon im Wald unterwegs. Immer dichter wurde der Wald, kaum ein Lichtstrahl drang noch durch das Dickicht der Zweige. Und manch einer dachte: „Soll ich nicht vielleicht doch lieber umkehren?“ Doch dann fühlte er den goldenen Schlüssel an seiner Brust, und in ihm erklangen die Worte der alten Frau: „Verlier den goldnen Schlüssel nicht, bewahr dir Mut und Zuversicht; durch Dornen und durch Finsternis gelangst du an dein Ziel gewiss!“ Dann ging er mit neuem Mut weiter. Und schließlich gelangten die Königskinder alle – die einen früher, die anderen später – durch den Wald hindurch bis an den Berg.

Nun führten von allen Seiten Gänge in den Berg hinein. Jedes der Königskinder stieß auf einen solchen Gang und ging hinein, in der Hoffnung, dass der Gang zu dem Schatz führen möge. Finster war es darin, so finster, dass man die eigene Hand nicht vor den Augen sehen konnte. Schritt für Schritt musste man sich an den kalten Steinwänden entlang vorantasten.

Alle diese Gänge mündeten im Innern des Berges in einen steinernen Saal. Als der erste Königssohn das Ende des langen Ganges erreicht hatte, trat er in den Saal. Staunend sah er die Kristalle, die von der Decke hingen und den Saal mit ihrem Leuchten in ein geheimnisvolles Licht tauchten. In eine der Wände war eine große Eisentür eingelassen, die war mit zahlreichen Schlössern versehen. Mit seinem goldenen Schlüssel konnte er eines der Schlösser öffnen.

Als bald darauf eine Königstochter in den Saal kam, konnte auch diese ein Schloss öffnen. Einer nach dem anderen kamen nun die Königssöhne und Königstöchter in den Saal, und eines nach dem anderen wurden die Schlösser geöffnet, bis schließlich auch der letzte seinen Weg in den Saal gefunden hatte und das letzte Schloss öffnen konnte.

Nun ließ sich die schwere Eisentür öffnen und gab den Blick frei auf eine Nische, in der ein großes Bild hing. Ein solches hatten die Königskinder in ihrem Leben noch nicht gesehen. Es war in so wunderbaren Farben gemalt, dass es wie von innen heraus leuchtete. Und es schien, als ob die ganze Welt darauf zu sehen sei: Berge und Täler, Flüsse, Seen und Meere, Wiesen und Wälder, Bäume und Sträucher, Blumen und Schmetterlinge, Vögel, Hasen und Rehe und noch vielerlei andere Tiere. Und Städte und Dörfer waren zu sehen, und Menschen auf den Straßen und Wegen und auf den Feldern. Und all das war so lebendig gemalt, dass man schier glaubte, es in Wirklichkeit vor sich zu sehen. Die

Königskinder entdeckten immer mehr zu schauen auf dem Bild und konnten sich gar nicht sattsehen daran.

Da rief mit einem Mal eine Königstochter: „Da ist ja mein Königsreich!“ Sie hatte auf dem Bild das Königsschloss entdeckt, auf dem sie zu Hause war, den Berg, auf dem es stand, die Königsstadt am Fuße des Berges und das Land ringsherum. Und als sie genauer hinschaute, sah sie auch die vielen Menschen, die das Königreich bevölkerten und sich überall fleißig regten. Ein Königssohn rief: „Mein Königreich sehe ich auch!“ Und nach und nach entdeckte jedes der Königskinder sein Königreich auf dem Bild, sah die Schönheit des Landes und das Gute, das die fleißigen Menschenhände schufen. Und jeder von ihnen war froh und dankbar, dass er in seinem Königreich leben durfte und es später einmal als König oder Königin sogar regieren würde.

Jedoch waren auf dem Bild auch einige dunkle Flecken zu sehen, Stellen, an denen die Farben nicht so schön leuchteten. Als die Königskinder sich diese Stellen genau anschauten, sahen sie, dass in ihrem Königreich auch ungute Dinge geschahen: Da waren Menschen zu sehen, die anderen Menschen Unrecht taten, die lieblos zu anderen Menschen waren. Und es gab Menschen, die achtlos mit Tieren und Pflanzen umgingen. Da nahmen sich die Königskinder ganz fest vor, als König und Königin dafür zu sorgen, dass die Menschen immer liebevoller und achtsamer würden, so dass auch die dunklen Stellen immer mehr zu leuchten begännen.

Lange standen die Königskinder vor dem Bild und bewahrten alles, was sie sahen, wohl in ihren Herzen. Schließlich wurde die schwere Eisentür von ihnen wieder verschlossen. Dann machten sich die Königskinder gemeinsam auf den Rückweg, durch einen der dunklen Gänge und durch den Wald. Sie halfen einander beim Durchqueren des Waldes; so ging es rasch voran, und bald hatten sie die Hütte am Waldrand erreicht. Die alte Frau zeigte sich nicht mehr; eine Königstochter aber sagte, sie

habe sie einen Augenblick lang hinter dem Fenster ihrer Hütte gesehen, und sie habe zu ihnen hinausgeschaut und gelächelt.

Die KönigsKinder schworen, einander stets beizustehen und nahmen herzlichen Abschied voneinander. Dann machten sie sich frohen Mutes auf den Heimweg, jeder seinem Königreich entgegen. Ganz licht war es in ihren Herzen. Und jeder von ihnen spürte, dass er in seinem Herzen einen Schatz trug, der wertvoller war als alles Gold und alles Silber und alle Edelsteine, die nur irgend ein König in seiner Schatzkammer haben mochte.



Ver - lier den gold - nen Schlüs - sel nicht,
be - wahr dir Mut und Zu - ver - sicht;
durch Dor - nen und durch Fins - ter - nis
ge - langst du an dein Ziel ge - wiss:
Der Schatz er - strahlt in hel - lem Glanz,
euch all'n und doch dein ei - gen ganz!

Dieses Lied wurde das ganze erste Schuljahr hindurch jeden Tag gesungen, ebenso auch bei der nächsten 1. Klasse, die die nachfolgende Geschichte zur Einschulung erzählt bekommen hatte (hier hieß es nur „Stern“ statt „Schatz“).

Es sei noch erwähnt, dass die Kinder, die eine dieser beiden Geschichten gehört hatten, bei der Einschulung ein kleines Päckchen mit einem „goldenen Schlüssel“, einem ca. 6 cm langen Schrankschlüssel aus Messing, an einer geflochtenen Schnur befestigt, bekamen. Den Klassensatz Schlüssel hatte ich günstig bei einem Schlüsseldienst bekommen, wobei der Mitarbeiter freundlicherweise in jeden Schlüssel einige Einkerbungen einfräste.

Der verlorene Stern

Vor langer Zeit, als es noch viele Königreiche auf der Welt gab, lebte einmal ein Königssohn. Er wuchs bei seinen Eltern am Königshofe heran. Schon von klein auf unterließ er es nie, abends vor dem Schlafengehen vom Fenster seines Gemaches aus den Sternenhimmel zu betrachten. Unter den Tausenden und Abertausenden von Sternen, die am abendlichen Himmel funkelten, gab es einen, der ihm besonders lieb und teuer war, gleichsam als ob es sein eigener Stern wäre. Wenn ein Tag glücklich verlaufen war, wenn dem Königssohn an diesem Tag alles gut gelungen war, schien der Stern besonders hell zu leuchten, als ob er sagen wolle: „Du hast recht gehandelt!“ Und wenn ihm einmal traurig zumute war, schaute er zu seinem Stern empor; dann war es, als ob der Stern ihm durch sein Funkeln wieder frohen Mut zuspreche, und er legte sich getröstet zum Schlafen nieder.

Der Königssohn wuchs heran. Sein Vater, der König, war unterdessen alt geworden und wollte seinem Sohn Thron und Reich übergeben, und es nahte der Tag, an dem der Königssohn zum König gekrönt werden sollte. Wenn der

Königssohn sich darauf besann, dass er bald Volk und Land regieren werde, war er guten Mutes; er dachte: „Mein Stern wird mir schon den rechten Weg weisen, er wird mir sagen, was ich tun soll.“

Da geschah es jedoch eines Abends, dass er seinen Stern nicht erblicken konnte, obgleich der Himmel sternenklar war. Auch am nächsten und am übernächsten Abend blieb der Stern verschwunden. Da wurde der Königssohn sehr betrübt. Nun gab es an jenem Königshof einen Sternkundigen; ganz oben im Schlossturm hatte er sein Gemach und beobachtete und erforschte von dort aus den Gang der Gestirne. Diesen suchte der Königssohn auf und klagte ihm sein Leid; er sagte: „Wie soll ich König werden, wenn mein Stern nicht mehr da ist und mir den rechten Weg weist!“ - „Nun“, sagte der Sternkundige, „es kommt manchmal vor, dass das Licht eines Sterns schwächer wird, so dass man ihn mit bloßem Auge nicht mehr erkennen kann.“ Er ließ sich vom Königssohn am Himmel die Stelle zeigen, wo der Stern bisher zu sehen gewesen war, und dorthin richtete er sein großes Fernrohr. Lange schaute er hindurch, dann schüttelte er den Kopf. „Es tut mir leid“, sagte er, „aber auch mit dem Fernrohr ist dein Stern nicht zu sehen.“ - „Gibt es denn nicht irgendwo ein noch genaueres Fernrohr?“, fragte der Königssohn verzweifelt. - „Mein Fernrohr ist schon das genaueste weit und breit“, antwortete der Sternkundige. „Ich habe wohl gehört, dass sich weit, weit von hier, auf dem Gipfel eines hohen Berges, seit undenklichen Zeiten eine Sternwarte befinden soll, von der aus man mehr sehen kann als irgendwo sonst auf der Welt. Jedoch ist der Berg von einem unwegsamen, schier undurchdringlichen Wald umgeben, und seit Menschengedenken ist es niemandem gelungen, bis zu der Sternwarte vorzudringen. - Allerdings“, fügte er hinzu, „ist es ganz ungewiss, ob du, selbst wenn du zur Sternwarte gelangen solltest, wirklich deinen Stern von dort aus wieder sehen kannst.“ - „Ich will es auf jeden Fall versuchen!“, rief

der Königssohn. - „Es ist gut, wenn du dich auf die Suche nach deinem Stern begibst“, sagte daraufhin der Sternweise, während er den Königssohn zur Tür geleitete. „Was auch immer sich dabei ergeben mag, es wird dein Schaden nicht sein. Ich wünsche dir viel Glück bei deiner Suche!“

Der Königssohn nahm Abschied von seinen Eltern und machte sich sogleich auf den Weg. Lange Zeit war er unterwegs. Viele Länder musste er durchqueren, musste Gebirge und Wüsten überwinden, bis er endlich in die Nähe jenes Berges kam. Nun hatte der Königssohn gehört, dass am Rande des Waldes, der sich rings um den Berg erstreckte, eine alte Frau wohnte; schon seit vielen Jahren lebte sie dort in einer kleinen Hütte und sammelte Heilkräuter, und sie kannte die Gegend so gut wie niemand sonst. Zu ihrer Hütte begab er sich, in der Hoffnung, dass sie ihm vielleicht einen Weg durch den Wald weisen könne. Da er die alte Frau nicht zu stören wagte, wartete er in der Nähe der Hütte, dass sie sich zeige. Sehnsüchtig schaute er zum noch fernen Gipfel des Berges empor, wo die goldene Kuppel der Sternwarte im Sonnenlicht blitzte. Wie erstaunt aber war er, als sich bald darauf eine Königstochter der Hütte näherte und als nach und nach immer mehr Königssöhne und ebenso viele Königstöchter herbeigewandert kamen. Von ihnen erfuhr er, dass es ihnen genauso ergangen war wie ihm: Auch sie hatten ihren Stern nicht mehr finden können und wollten nun versuchen, zur Sternwarte auf dem Bergesgipfel zu gelangen. Als sie nun alle dort beisammenstanden, trat die alte Frau vor ihre Hütte und sagte freundlich: „Ich weiß, warum ihr gekommen seid. Den Weg durch den Wald kann ich euch allerdings nicht zeigen, den müsst ihr selber finden. Doch dies mag euch eine Hilfe sein.“ Und sie reichte jedem von ihnen einen goldenen Schlüssel an einem geflochtenen Band und sprach dazu diese Worte:

„Verlier den goldnen Schlüssel nicht,
bewahr dir Mut und Zuversicht;
durch Dornen und durch Finsternis
gelangst du an dein Ziel gewiss:
Der Stern erstrahlt in hellem Glanz,
euch all'n, und doch dein eigen ganz!“

„Euch allen, und doch dein eigen ganz“ – das verstanden die Königskinder nicht so recht. Doch sie merkten sich die Worte der alten Frau gut. Sie dankten ihr und hängten sich den goldenen Schlüssel um den Hals. Am nächsten Morgen, in aller Frühe, machten sie sich auf, einen Weg durch den Wald zu suchen. Da weder Weg noch Pfad durch die Wildnis führten, blieb ihnen nichts anderes übrig, als sich selber einen Weg zu bahnen. Der eine versuchte es hier, der andere dort. Durch Dornengestrüpp und dichtes Unterholz aber mussten sie alle, und das war sehr mühselig. An vielen Stellen war das Gezweig so dicht gewachsen, dass kaum ein Sonnenstrahl das Dunkel des Waldes durchdrang. Nur langsam, langsam kamen sie voran, und manch einer dachte zuweilen: „Ach wäre ich doch daheim geblieben!“ Doch dann fühlte er den goldenen Schlüssel an seiner Brust und dachte an die Worte der alten Frau, und er schöpfte neuen Mut. Und schließlich gelangten die Königskinder alle – der eine früher, der andere später – durch den Wald hindurch an den Fuß des Berges. Nun konnten sie auch den Gipfel mit der Sternwarte wieder sehen. Jetzt galt es, die steilen Berghänge emporzuklimmen, was nicht weniger mühselig als das Durchqueren des Waldes war. Endlich hatte der erste von ihnen den Gipfel erreicht und stand vor dem Eingang der Sternwarte, einem großen eisernen Tor, das mit zahlreichen Schlössern versehen war; sein Schlüssel passte jedoch nur für eines dieser Schlösser. Bald kamen eines nach dem anderen auch die anderen Königskinder oben auf dem Gipfel an, und jedes von ihnen konnte eines der Schlösser öffnen, bis schließlich auch der letzte den Gipfel

erreicht hatte und das letzte Schloss aufschließen konnte. Die Königskinder betraten nun die Sternwarte. Es war unterdessen Abend geworden, und durch eine Öffnung im Mauerwerk konnten sie die Sterne am Himmel heller und klarer leuchten sehen, als sie sie je zuvor erblickt hatten. In der Sternwarte befand sich ein großes Fernrohr, und einer nach dem anderen schaute hindurch und suchte am Himmel nach seinem Stern. Jedoch hielten sie vergeblich Ausschau – nicht einem einzigen von ihnen gelang es, am Himmel seinen Stern zu finden.

Die Nacht war schon beinahe vorüber, da schaute als allerletzte eine Königstochter durch das Fernrohr. Doch auch sie suchte den Himmel vergeblich nach ihrem Stern ab. Wie unabsichtlich richtete sie das Fernrohr tiefer und tiefer, zur Erde hin, wo man unten im ersten Morgenlicht das Land sich weithin erstrecken sah. Da rief sie mit einem Mal freudig aus: „Dort ist ja mein Königreich!“ Sie hatte im Fernrohr das Schloss entdeckt, auf dem sie zu Hause war, den Berg, auf dem das Schloss stand, und die Königsstadt am Fuße des Berges. Sie sah das Land ringsherum, sie sah Flüsse und Seen, Wiesen und Wälder, Dörfer und Städte. Auch Menschen erblickte sie, die sich gerade zu regen begannen und sich an ihr Tagwerk machten. Doch dann wurde ihr Gesicht ganz betrübt. Die anderen fragten, was sie denn so betrübt mache, und sie berichtete ihnen von dem, was sie durch das Fernrohr erblickt hatte: Wie lieblos manche Menschen zu anderen waren und wie achtlos manch einer mit Tieren und Pflanzen umging. Auch sah sie Menschen, die in Not und Bedrängnis waren, und sie wünschte sich von Herzen, im Augenblick bei ihnen sein und ihnen helfen zu können. Nun wollten auch die anderen Königskinder noch einmal durch das Fernrohr schauen. Und ihnen erging es ebenso wie der Königstochter: Jeder von ihnen fand im Fernrohr sein Königreich, sah die Schönheit des Landes, sah das Gute, das fleißige Menschenhände schufen, und war froh und dankbar, dass er in seinem Königreich leben durfte

und später einmal sogar als König oder Königin regieren würde. Jeder von ihnen sah aber auch, dass in seinem Königreich ungute Dinge geschahen: dass es Menschen gab, die Unrecht taten, dass manche Menschen bittere Not litten.

Mit einem Mal rief ein Königssohn: „Die Zeit ist schon fortgeschritten; wenn wir heute noch vor Anbruch der Dunkelheit den Abstieg bewältigen wollen, müssen wir uns sogleich auf den Weg machen!“ Da gab es unter den Königskindern niemanden, der noch hätte bleiben wollen, um in der kommenden Nacht noch einmal nach dem Stern Ausschau zu halten; sie alle hatten das Gefühl, es gäbe für sie nun Wichtigeres zu tun. Das Tor der Sternwarte wurde wieder verschlossen; dann machten sie sich gemeinsam an den Abstieg. Dabei halfen sie einander nach Kräften; so kamen sie rasch voran und erreichten nach nicht allzu langer Zeit den Fuß des Berges und schließlich auch den jenseitigen Rand des Waldes. Dort verabschiedeten sie sich voneinander und verabredeten, einander stets beizustehen. Dann gingen sie in alle Himmelsrichtungen auseinander, um in ihre Heimat zurückzukehren. Und jeder von ihnen war fest entschlossen, fortan in seinem Königreich zu helfen, wo Hilfe nottat, Unrecht zu bekämpfen, dafür zu sorgen, dass die Menschen liebevoller und achtsamer würden. Und jedem von ihnen war es im Innern so licht, als ob er seinen eigenen Stern im Herzen trüge!

Das Erzählen der folgenden Geschichte erstreckte sich über mehrere Tage; sie wurde beim nächsten Durchgang zum Beginn des dritten Schuljahrs erzählt.

Die zwei Melodien

Vor langer Zeit, als es noch viele Königreiche auf der Welt gab, lebte einmal ein Königssohn. Er war mutig und stark,

manchmal auch wild und ungestüm. Er liebte das Reiten und das Klettern, das Bogenschießen und das Fechten. Schon von klein auf unterließ er es nie, abends vor dem Schlafengehen vom Fenster seines Gemaches aus den Sternenhimmel zu betrachten. Unter den Tausenden und Abertausenden von Sternen, die am abendlichen Himmel funkelten, gab es einen, der ihm besonders lieb und teuer war, gleichsam, als ob es sein eigener Stern sei. Wenn ein Tag glücklich verlaufen war, wenn dem Königssohn an diesem Tag alles gut gelungen war, schien der Stern besonders hell zu leuchten, als ob er sagen wolle: „Das hast du recht gemacht!“ War ihm aber mal traurig zumute und schaute er dann zu seinem Stern empor, so schien es, als ob der Stern ihm durch sein Funkeln wieder frohen Mut zuspreche, und er legte sich getröstet zum Schlafen nieder.

Der Königssohn wuchs heran. Sein Vater, der König, war unterdessen alt geworden und wollte seinem Sohn Thron und Reich übergeben, und es nahte der Tag, an dem der Königssohn zum König gekrönt werden sollte. Wenn der Königssohn sich darauf besann, dass er bald Volk und Land regieren werde, war er guten Mutes; er dachte: „Mein Stern wird mir schon dabei helfen, den rechten Weg zu finden und das Rechte zu tun.“

Da geschah es jedoch eines Abends, dass er seinen Stern nicht erblicken konnte, obgleich der Himmel sternenklar war. Auch am nächsten und am übernächsten Abend blieb der Stern verschwunden. Da wurde der Königssohn sehr betrübt.

Nun gab es an jenem Königshof einen Sternenweisen; ganz oben im Schlossturm hatte er sein Gemach und beobachtete und erforschte von dort aus mit seinem großen Fernrohr den Gang der Gestirne. Diesen suchte der Königssohn auf und klagte ihm sein Leid; er sagte: „Wie soll ich König werden, wenn mein Stern nicht mehr da ist und mir den rechten Weg weist?“ – „Nun“, meinte da der Sternenweise und strich sich über seinen langen weißen

Bart, „bei den meisten Menschen ist es so, dass ihre Augen nicht mehr ganz so klar sind, wenn sie der Kindheit entwachsen; das mag bei dir der Grund sein, dass du deinen eigenen Stern nicht mehr sehen kannst.“ – „Könnt Ihr mir denn nicht mit Eurem Fernrohr helfen, den Stern wiederzufinden?“, fragte der Königssohn. Da schüttelte der Sternenweise den Kopf und antwortete: „Man kann zwar mit dem Fernrohr viele Sterne erkennen, die man mit bloßem Auge nicht sieht; aber den eigenen Stern kann damit nicht leichter wahrnehmen.“ – „Gibt es denn keine Möglichkeit für mich, den Stern wieder zu sehen?“, fragte der Königssohn ganz verzweifelt. „Nun“, sagte da der Sternenweise und strich sich wieder über seinen Bart, „es gibt wohl irgendwo auf der Welt einen Platz, von dem aus du deinen Stern sehen könntest“ – „Dort will ich hingehen! Wo ist denn dieser Platz?“, rief da der Königssohn aus. „Deinen eigenen Stern kannst du nur von deinem eigenen Platz aus sehen“, antwortete der Sternenweise, „aber wo dieser Platz ist, kann ich dir nicht sagen; du musst ihn selber suchen, und der Weg dorthin ist schwierig und mühevoll. Ziehe in die Welt hinaus und mache dich auf die Suche; vielleicht gelingt es dir ja, deinen Platz zu finden und deinen Stern wieder zu sehen.“

So nahm der Königssohn Abschied von seinen Eltern und wanderte fort. Lange Zeit zog er in der Welt umher, und jeden Abend hielt er nach seinem Stern Ausschau, aber ohne Erfolg.

Eines Abends nun wanderte er, schon recht mutlos geworden, durch eine einsame Gegend, weitab von jeder menschlichen Ansiedlung, da drangen mit einem Mal wundersame Klänge an sein Ohr. Als er in die Richtung ging, aus der die zauberhafte Musik ertönte, kam er zu einer Anhöhe; da saß unter einem blühenden Kastanienbaum eine Fee und spielte auf einer Harfe die lieblichste Musik, die er je vernommen hatte. Die Fee schaute beim Spielen auf und lächelte ihm zu, und er stellte sich still zu ihr hin und

lauschte. Es dauerte nicht lange, da kam von der anderen Seite her eine Jungfrau herbeigewandert und stellte sich ebenfalls dazu, um der Musik zu lauschen. Schließlich endete die Musik, und die Fee fragte die beiden, was sie hier in diese Einöde geführt habe.

Da begann die Jungfrau zu erzählen; sie sei eine Königstochter, sagte sie, und habe kurz davorgestanden, den Thron ihres Vaters zu besteigen und an der Seite ihres künftigen Gemahls das Land zu regieren, da aber habe sie mit einem Mal ihren Stern – der für sie immer wie ein treuer Begleiter gewesen sei – nicht mehr sehen können; und nun ziehe sie schon lange Zeit in der Welt umher, um einen Platz zu finden, von dem aus sie ihn wieder erblicken könne. „Genauso ist es bei mir!“, rief da der Königssohn aus und fügte bittend, an die Fee gewandt, hinzu: „Könnt Ihr uns nicht vielleicht helfen, den richtigen Platz zu finden?“ Da antwortete die Fee: „Nein, den Weg dorthin müsst ihr selber suchen; aber ich kann euch eine Melodie mitgeben, die mag euch dabei helfen.“ Und sie begann auf ihrer Harfe eine Melodie zu spielen, laut und kraftvoll und mitreißend (*Melodie 1, s.u.*). Als sie geendet hatte, rief der Königssohn: „Die Melodie gefällt mir!“ Die Fee aber sprach: „Nein, diese Melodie ist für die Königstochter bestimmt; deine Melodie klingt so.“ Und erneut begann sie zu spielen, diesmal eine ruhige, sanfte, zarte Tonfolge (*Melodie 2*). Als sie verklungen war, sagte der Königssohn: „Die andere Melodie passt besser zu mir, finde ich; könnte ich nicht mit der Königstochter tauschen – sofern sie einverstanden ist?“ Die Königstochter meinte daraufhin: „Mir gefällt die erste Melodie sehr gut; ich wäre aber auch bereit zu tauschen.“ – „Nein, nein“, sagte die Fee, „es hat schon jeder von euch die Melodie bekommen, die am besten für ihn passt. Nehmt sie nur mit und seht, ob sie euch bei eurer Suche vielleicht eine Hilfe sein kann. – Aber“, fügte sie lächelnd hinzu, als sie die enttäuschte Miene des Königssohnes sah, „vielleicht begegnet ihr euch ja irgendwann einmal wieder, und falls ihr

dann immer noch tauschen wollt, könnt ihr das dann tun.“ Sie spielte beiden ihre Melodie noch einmal vor, und sie prägten sie sich gut ein. Dann stand die Fee auf, nahm ihre Harfe, ging ein paar Schritte auf dem Weg, der zum Wald hinführte, wandte sich noch einmal um und warf den beiden ein aufmunterndes Lächeln zu; und im nächsten Augenblick war sie verschwunden, wie von den abendlichen Nebelschwaden verschluckt. Der Königssohn und die Königstochter verabschiedeten sich voneinander, wünschten sich gegenseitig Glück bei ihrer Suche und wanderten, jeder auf seinem Weg, weiter.

Der Königssohn zog nun wieder in der Welt umher. Wenn er des Abends zum Sternenhimmel aufschaute und vergeblich nach seinem Stern Ausschau hielt, spielte er auf seiner Flöte seine Melodie; und dann war es ihm, als könne es keine passendere Melodie geben, um seine Sehnsucht nach seinem Stern auszudrücken; gleichzeitig aber lag in der Musik auch etwas Tröstliches, das ihn davor bewahrte, die Hoffnung ganz aufzugeben.

Eines Tages kam er in eine Stadt, in der gerade ein großes Fest gefeiert wurde; alle Häuser waren geschmückt, und die Leute tanzten ausgelassen auf den Straßen. Als er sich erkundigte, was der Anlass dieses Festes sei, erzählte man ihm, dass früher ein Riese im nahen Gebirge gehaust habe; der sei regelmäßig in die Stadt eingefallen, habe Riesenmengen an Nahrungsmitteln an sich genommen und habe geraubt, was ihm an Schönem und Wertvollem ins Auge gefallen sei, und niemand habe gewagt, sich ihm entgegenzustellen. Da sei eines Tages eine Jungfrau in die Stadt gekommen, die habe die Bewohner der Stadt eine Mutmelodie gelehrt. Und als die Wächter kurz darauf meldeten, dass der Riese im Anzug sei, hätten sich alle Bewohner auf den Stadtmauern versammelt und auf allen verfügbaren Instrumenten laut diese Melodie gespielt; und wer kein Instrument hatte, pfiiff, und wer nicht pfeifen konnte, sang mit. Als der Riese diese laute Musik hörte,

stutzte er; dann wandte er sich ab und ging davon; seither habe er sich nicht mehr blicken lassen. Aus Anlass der Befreiung von dem Riesen würden sie nun dieses Freudenfest feiern. Der Königssohn ließ sich die Melodie vorsummen und erkannte sogleich die andere Melodie der Fee. Als er sich nach dem Verbleib der Jungfrau erkundigte, erfuhr er, dass sie inzwischen weitergewandert sei, aber niemand wusste, in welche Richtung. So zog auch er weiter.

Der Weg jedoch, der zur nächsten Stadt führte, war eine Schneise der Zerstörung: Umgestürzte Bäume und große Felsbrocken lagen mitten auf dem Weg. Der Königssohn wunderte sich, was hier geschehen sein mochte, bis er schließlich von fern ein lautes Schnarchen hörte. Als er näher kam, sah er einen Riesen auf dem Weg liegen und schlafen, und zwar gerade an einer Stelle, wo der Weg zwischen zwei Felswänden hindurchführte, so dass kein Vorbeikommen möglich war. In der Ferne sah man schon die Stadt liegen, zu der der Weg führte. Der Königssohn dachte, das sei gewiss der Riese, den die Stadtbewohner vertrieben hatten und der jetzt auf dem Weg in die nächste Stadt war. Die blindwütig ausgerissenen Bäume und auf den Weg geschleuderten Felsbrocken zeigten, wie aufgebracht er über seine schmachvolle Vertreibung war. Der Königssohn überlegte, was er tun sollte. Zurückgehen und einen anderen Weg suchen? Warten, bis der Riese erwachte und weiterzog? Der Königssohn dachte daran, wie schlimm es der nächsten Stadt ergehen würde, wenn der zornige Riese dort eindrang. Ihm war klar, dass man den Riesen um jeden Preis davon abhalten musste, dorthin zu gelangen. Doch wie? Was konnte er allein gegen den Riesen ausrichten? Wie nur könnte er ihn besänftigen? Er hatte nichts ... außer seiner Melodie! Schon rührte sich der Riese, begann aufzuwachen. Der Königssohn holte seine Flöte hervor und spielte seine Melodie, immer von neuem. Er beobachtete den Riesen; was würde der tun? Sein Herz klopfte bis zum Hals.

Der Riese lauschte ... Ihm war ganz seltsam zumute; es war, als ob die Finsternis in seinem Herzen sich lichtete; seine Wut löste sich auf, wie Nebelschwaden im Sonnenlicht. Woher rührten diese zauberhaften Töne? Er schlug die Augen auf und sah verwundert ein Menschlein vor sich stehen, das anscheinend keine Angst kannte; unerschrocken stand es da und spielte auf seiner Flöte. „Wer bist du und was willst du, und was ist das für eine eigenartige Musik, die du da spielst?“, brummte der Riese. „Er will mit mir reden; das ist schon mal ein gutes Zeichen“, dachte der Königssohn erleichtert und erzählte von Anfang an: Wie er sich auf den Weg gemacht habe, um seinen Stern wiederzufinden, wie er der Fee begegnet sei und von ihr die Melodie bekommen habe und dass er jetzt immer noch auf der Suche nach seinem Stern umherziehe. „Und warum bist du nicht umgekehrt, als du mich gesehen hast? Hattest du denn gar keine Angst vor mir?“, wollte der Riese wissen. Der Königssohn bekannte, dass er schreckliche Angst gehabt hatte, dass er aber an die nächste Stadt gedacht habe, und was mit ihr geschehen würde, wenn der Riese dorthin gelange. „Ja, ich hatte eine solche Wut im Bauch, dass es den Stadtbewohnern gelungen ist, mir mit ihrer Musik Angst einzujagen und mich zu vertreiben, dass ich in der nächsten Stadt alles kurz und klein hauen wollte“, gab der Riese zu. „Überhaupt macht es mich wütend, dass die Menschen immer vor mir weglaufen; du bist der erste Mensch, der keine Angst vor mir zeigt und mit mir redet“ – „Kein Wunder, dass die Menschen Angst vor dir haben, wenn du sie überfällst und ihnen ihre Sachen raubst“, sagte der Königssohn. „Warum stellst du den Menschen nicht deine Kraft zur Verfügung und hilfst ihnen bei Arbeiten, bei denen sie sich schwertun, die dir aber leichtfallen? Dann werden sie dir gewiss gern von sich aus das geben, was du zum Leben brauchst.“ – „Hm, daran habe ich noch gar nicht gedacht“, meinte der Riese. „Aber wie soll ich den Menschen meine Hilfe anbieten? Sie laufen ja immer gleich

vor mir weg.“ - „Ich gehe mit dir zur nächsten Stadt und werde mit den Bewohnern sprechen und ihnen dein Hilfsangebot überbringen“, schlug der Königssohn vor. Damit war der Riese einverstanden, und so machten sie sich gemeinsam auf den Weg. Als sie sich der Stadt näherten, sah man Wächter aufgescheucht auf der Stadtmauer herumlaufen; man hörte, wie auf Trompeten Alarmsignale geblasen wurden, und in Windeseile wurde das Stadttor geschlossen und von innen verrammelt. „So geht es immer, wenn ich mich einer Stadt nähere“, sagte der Riese. „Warte hier“, sagte der Königssohn und ging allein weiter.

Als er am Stadttor stand, pochte er dagegen und rief: „Lasst mich ein, ich überbringe eine Botschaft des Riesen.“ Man hörte von drinnen aufgeregtes Flüstern, dann wurde eine kleine Seitenpforte aufgemacht, durch die er hineinschlüpfen konnte und die gleich wieder hinter ihm verschlossen wurde. Er wurde vor den Rat der Stadt geführt und erzählte, was er mit dem Riesen vereinbart hatte. „Das klingt ja gut“, meinte der Bürgermeister, „aber es wäre das erste Mal, dass ein Riese mit friedlichen Absichten kommt. Welche Garantie haben wir, dass es sich wirklich so verhält und dass der Riese, wenn er erst einmal in der Stadt ist, nicht seine Absicht ändert?“ - „Ich bürgere für ihn“, sagte der Königssohn, „ich gebe euch mein königliches Wort.“ Der Bürgermeister und die Ratsherren berieten sich untereinander und erklärten sich schließlich bereit, den Riesen einzulassen. So wurde das Stadttor für den Riesen geöffnet.

Gleich am nächsten Tag begann der Riese mit der Arbeit. Der Königssohn wollte nun weiterziehen, sich vorher aber noch von dem Riesen verabschieden. Als er nach ihm suchte, sagte man ihm, der Riese habe begonnen, vor der Stadt eine neue Brücke über den Fluss zu bauen. Als der Königssohn nun zu der bezeichneten Stelle kam, war jedoch kein Riese zu sehen; es stand dort aber eine ganze Schar von Kindern. Der Königssohn fragte die Kinder, ob sie